

Mr. 157.
DEN 1904
LTUNGEN.
hlen
I und II
arbigen,
od. Brüger
O Pf.
riafeiner
Pf. pro hl
ors Sand
mehr fest sein,
bern Sorten
en, Weizen u.
infobien
blüht offener
Böhmische
enhandelsge.
b. b. p.
itter Straße 8,
amt I, 209, 10048
getragene
st., als Lieber,
Dojen, Dackel,
onie auch ge-
ren oder bei
reit. sehr hübsch
ndt, 4/27
usstr. 15. l.
Neu:
Pariser
alität?
eis und franco.
Verlandband
Dannover.
se
ungsmittel
Eberfeld.
nk-
ostelstipend.
Aufficht. Blag-
bei Nerven-
holten u. all.
fiefmark. frey.
R. GENF 32,
stalt „Silvan“
Heilmethode.
01569
iger
en.
fols!
nen

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.
Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Verantwortl. Redaktion Amt I Nr. 3997, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 548.

Abzugspreis: Die 12wöchige Abonnements für Dresden und
Sachsen 20 M., für außerhalb 25 M., für auswärtige Post-
stellen 30 M. Die 6wöchige Abonnements 10 M., außerhalb 12 M.
Sonderpreis für Familien vom Vaterland 10 M., für auswärtige
Lagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen.
Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. für Dresden
monatlich 50 Pf. für außerhalb. Ausland monatlich 67 Pf.
L. 26 Nr. 1, mit „Sächsische Blätter“ 3.78 M. für die Post-
stellen. In Deutschland und Österreich-Lungen ohne
„Sächsische Blätter“ „Dresdner Neueste Nachrichten“ Ausgabe A,
mit „Sächsische Blätter“ „Dresdner Neueste Nachrichten“ Aus-
gabe B.

Diese Blätter Sonntag-Prüfungsausschuss
besteht mit der 12teiligen 1. Sonntag-Ausgabe
zusammen 48 Seiten. Roman Seiten 33 und
4. Unterhaltungsbeilage Seiten 17 und 18.

Die handelspolitische Lage.

Die handelspolitische Situation steht heute
für Deutschland sehr unangünstig. Denn wir er-
fahren, daß die Berliner Konferenzen der
Mächte mit den österreichisch-ungarischen
Delegierten, die am 30. Mai begonnen haben,
bereits beendet sind, ohne zu einer prinzipi-
ellen Einigung über die Handelsfragen ge-
kommen zu haben. Das ist für Deutschland und
seine Diplomatie eine schwerwiegende handels-
politische Niederlage. Die Herren, die im
Namen der habsburgischen Doppelmonarchie
nach Berlin gekommen waren, hatten sich un-
gewöhnlich darauf gefaßt gemacht, dem Deut-
schen Reich, das einerseits dem Donaustra-
ßenland eng verbunden ist und nach dem ande-
ren rund um zwei Drittel der österreichisch-unga-
rischen Ausfuhr gehen, das denkbar größte
Gegengewicht zu leisten zu müssen. Sie sind
mit unsern Informationen in der Tat bereit
gewesen, sich den Minimaltarifen des neuen
deutschen Tarifes für Getreide zu unterwerfen,
wenn Deutschland als eine geringe Gegen-
leistung dafür seine drakonischen veterinär-
polizeilichen Vorschriften gemildert hätte. Un-
vorstellbarerweise wollten aber auch in letzterer
Richtung die deutschen Unterhändler
nicht um Quersbreite weichen und, indem sie
die unerbittliche Lebensregel so ut des in den Wind
schlugen, haben sie es nun wirklich fertig ge-
bracht, daß diese Juni-Konferenzen kein posi-
tives Ergebnis zutage gefördert haben, wohl
aber bei den österreichisch-ungarischen Delegier-
ten eine Misstimmung zurückgelassen, die den
weiteren aufzunehmenden Verhandlungen
hin gänzlich prägnant stellt.

Der Vorgang wäre weniger betrübend,
wenn Deutschland auf höhere handelspolitische
Folge bei seinen Unterhandlungen mit an-
dern Vertragsstaaten rechnen könnte. Das ist
aber nicht der Fall. Es ist wohl richtig, daß
der Vertrag mit Italien bereits vor länger als
einem Vierteljahr abgeschlossen ist, aber die da-
zu überwindenden Gegenstände waren nicht abzu-
kufen und folglich war die Arbeit der deut-
schen Delegierten nicht groß. Immerhin ist
dieser Vertrag vor sechs Wochen auch der
mit Belgien zustande gebracht und die münd-
lichen Verhandlungen, die mit den rumänischen
Delegierten unmittelbar bevorstehen, sind nicht
schwierig. Dagegen sind die Verhandlungen
mit der Schweiz und insbesondere mit Rus-
land seit Ende des vorigen Jahres vollständig
unter diplomatische Hand also von sehr geringem

Gewichte, einigen Staaten gegenüber fehlen
sie sogar ganz. Der erste Vertrag von großer
Bedeutung wäre daher immer noch der mit
Österreich-Ungarn gewesen, wenn er jetzt fertig
gebracht oder doch durch Vereinbarung über
die Prinzipalfragen gesichert worden wäre.
Das ist nicht erreicht.

Wir haben immer betont, daß die Verhän-
dlung über neue und brauchbare Handelsver-
träge nur durch diplomatische Kunst zu er-
reichen sei. Unsere Diplomatie hat also ver-
sagt. Es soll nicht geleugnet werden, daß mit
der Zeit — und so lange weder wir die alten
Verträge kündigen, noch sie uns gelindert
werden, hätten wir la am Ende Zeit — schließ-
lich schon eine betrieblige Verhandlung er-
reicht werden könne. Aber, wenn wir solche
Möglichkeit sogar als Wahrscheinlichkeit gelten
lassen wollen, so wird man doch annehmen müssen,
daß ein verlässlicher Karren sich schwer wieder
ins richtige Geis bringen läßt. Die deutsche
Politik hätte die Aufgabe, unter allen Um-
ständen so als möglich sich entweder mit Rus-
land oder mit Österreich-Ungarn zu vertragen.
Sie durfte auch, wie wir nicht leugnen, sich zu
dem Glauben berechtigt halten, für erwiesene
Treue in der Not von Russland als Gegen-
preis den gewünschten Handelsvertrag zu er-
halten. Wäre das gelungen, so würde Öster-
reich-Ungarn wohl oder übel haben folgen und
sich dem ihm unabweisbar dinkenden Joch der
neuen deutschen Handelspolitik beugen müssen.
Nun hat aber Russland seinen Dank für die
deutsche Freundschaft nur in billigen Worten
und durch seine Tat abgelehnt. Da war
Deutschland endlich darauf angewiesen, sich den
österreichisch-ungarischen Vertrag so rasch als
möglich zu schaffen. In Wien und Budapest
hatte man allen guten Willen dazu und bereits
am neunten Tage, nachdem die Zoll- und Han-
delskonferenz von Jis- und Transleithanien
am 21. Mai beendet war, befanden sich die
Delegierten des Donauraumes in Berlin mit
allem guten Willen zur Verständigung. Das
ist dort keine bessere Aufnahme gefunden haben,
ist und bleibt ein schwerer Fehler der deutschen
Unterhändler. Es war nicht wohlgetan, Öster-
reich-Ungarn durch allzu große Schroffheit zu-
rückzuführen und auch Worten anzuweisen.
Denn es ist nun doch nicht natürlich, als
daß man an der Donau, wo man genau so viel
Zeit hat als an der Spree, sich jetzt erst recht
auf Schwärzen verlegt und erst einmal sehen
läßt, bis zu welchem Grade die Deutschen den
Russen nachgeben werden, dann weiß man ja
in Wien und Budapest genau, was man selber
erlangen kann und wird. Die Petersburger
Zanderpolitik erklärt sich am besten ganz
gleichmäßig: man will an der Rewa, ehe man
selber Verpflichtungen eingibt, abwarten, was

der neue österreichisch-ungarische Vertrag mit
Deutschland für ein Gesicht zeigt. Das ist ein
Kreislauf der Staatspolitik, dem dann früher
oder später doch Deutschland Einhalt tun muß,
indem es sich entscheidet. Es hat sich in eine
handelspolitische Lage gebracht, wie sie un-
angenehm nicht gedacht werden kann.

Schwimmende Seeminen.

Walfour hat dieser Tage im englischen Par-
lament die Erklärung abgegeben, daß der öst-
asiatische Krieg eine ganze Reihe überraschen-
der Erscheinungen gebracht habe und insbeson-
dere neue und wichtige Fragen an das
Völkerrecht stelle. Der britische Premier-
minister sprach dabei hauptsächlich von den
schwimmenden Seeminen und bekannte, daß
hierüber zwischen den aufmerksamen gewordenen
Kabinetten bereits ein Meinungsanstausch
stattgefunden, der allerdings noch nicht so weit ge-
drungen sei, um der Öffentlichkeit präzisere
Mitteilungen geben zu können. Das muß vor-
läufig genügen. Indem die Regierungen mit-
einander Verhandlungen pflegen, erkennen sie
die Notwendigkeit einer internationalen Ver-
ständigung über die aufgeworfene Frage an
und es erhebt die Hoffnung einer entsprechen-
den Vorbildung des Völkerrechts im Inter-
esse aller seefahrenden Völker.

Deute sind nur Japaner und Russen im
Krieg, der Kriegsschauplatz selber ist sogar
prinzipiell zu Wasser ebenso wie zu Lande rela-
tiv begrenzt. Was die Kriegführenden an
ihren eigenen und an den feindlichen Küsten
treiben, geht dritte Mächte nichts an, dieselben
sind wenigstens nicht befaßt, Einspruch zu er-
heben, wenn die Minen, die vor einem halben
Jahrhundert im Arimifrieg zuerst verwandt
wurden, heute durch technische Erfindungskunst
zu den grauigsten und heimtücklichsten Ver-
stärkungswerken vervollkommen, den beiden im
östasiatischen Kampfe gegeneinander stehenden
Mächten fünf hohle Kriegsschiffe und das Leben
unerschütterlich drüber Seelen vernichtet
haben. Die Mine, ursprünglich nur als Ver-
stärkungswerkzeug gedacht, ist eine schreckliche
Angriffsmafie geworden und wird als solche
angewandt, à la guerre comme, à la guerre.
Man kann den Kriegführenden nicht drein-
reden, so lange die Minen im begrenzten
Kriegsraum bleiben. Bis drei Seemeilen von
der Küste, so will es das geltende Völkerrecht,
reicht die Gewalt dessen, der das Land im
Frieden beherrscht oder dort Krieg führt. Nicht
weiter. Das offene Meer ist frei oder, wie der
hergebrachte Ausdruck sagt, nullius regio, d. i.
keinem einzelnen untertan. Richter und ver-
ständlicher mühte man u. E. sagen: das offene
Meer gehört allen seefahrenden Völkern ge-
meinsam, es ist völkerrechtlich betrieht für die
unter neutraler Flagge fahrenden, den fried-
lichen Verkehr und Handel der Völker vermit-
telnden Schiffe. Diese wären nicht die militä-
rischen Kreise der Kriegführenden, dürfen aber
umgekehrt von letzteren nicht beschossen, noch
angegriffen werden. Wenn das dennoch — sei
es mit überlegter Absicht, sei es durch Fahr-

lässigkeit — geschieht, so ist es eine Verletzung
des Völkerrechts. Nun haben Russen und
Japaner Minen angewandt, welche nicht fest
und sicher verankert sind, sondern auf Geräte-
wohl und Ungefähr dem Spiel der Wellen
übergeben werden, um dem Kriegsgegner in
ihrer Eigenschaft unterfeindlicher Sprengkörper
gelegentlich und unversehens zu schaden. Sie
nehmen nur den Feind bekämpfen, aber sie haben
nicht die Gewalt, den einmal losgelassenen
Machinen den Weg vorzuschreiben, den sie zu
nehmen haben. Es ist nachgewiesen, daß eine
Anzahl der unheimlichen Geschosse menschlicher
Hand, gefährlicher wie Risse und Ungeheuer
der See, frei im Weiten Meere treiben und
den friedlichen Seefahrer mit Tod und Ver-
derben bedrohen. Die Strömungen können
sogar die schwimmenden Seeminen weiter in
den Indischen oder Stillen Ozean oder in die
Südpole treiben. Es läßt sich am Ende die Mög-
lichkeit denken, daß die ganze erdumgürtende
Salzluft gleichsam wenn sich das Wort auf
Wasser anwenden läßt, unterminiert wird.
Nicht im offenen Kampfe, noch durch eigene
Unvorsichtigkeit, sondern allein durch die zufällige
Berührung mit verlorenen Kriegswerkzeugen
von Völkern, die sich geschlagen und unwillig
vielleicht schon wieder vertragen haben, gehen
die höchsten Ozeandampfer friedlicher Nationen
in Explosionen unter! Das sind denn doch
allzu bedrohliche Perspektiven, als daß man sich
nicht beugen sollte, sie durch eine Ergä-
nung des geltigen Völkerrechts zu
ändern. Es ist ja richtig, daß bis zur Stunde
noch kein neutrales Schiff einer schwimmenden
Seemine zum Opfer geworden ist. Aber es
wäre gedankenlos, zu warten, bis ein solcher
unheilvoller Fall eintritt.

Obgleich es sich hier um eine völlig neue,
vordem nicht gekannte Einzelerscheinung
handelt, könnten, wie wir meinen, die mit-
einander verhandelnden Kulturstaaten leicht
zu einer völkerrechtlichen Einigung kommen.
Es gibt ja auch überhaupt kein Gesetz, das jeden
Einzelfall vorhersehen kann. Was neu ist, muß
dann nach den allgemeinen bestehenden Rechts-
grundsätzen und nach dem Geist des Gesetzes
behandelt werden. Unser modernes Völker-
recht aber ist von dem Geiste der Humanität
und des Schutzes der Neutralen durchdrungen.
Man lasse diesen guten Geist nur sprechen und
die beratenden Staatskanzleien können bald
zur Aufstellung richtiger Normen hinsichtlich
des Umfangs, in welchem der Gebrauch von
Minen als Kriegswerkzeug völkerrechtlich
fürderhin noch gestattet werden kann.

Politische Tagesübersicht.

Deutsches Reich.
Zum deutschen Lotteriekrieg kommt die Nach-
richt, die preussische Regierung werde das Lot-
teriegeld, das gegenwärtig im Landtage be-
raten wird, selbst vorläufig zurückziehen. Die
„N. Pol. Corr.“ schreibt: Nachdem die hessi-
schen und thüringischen Bundesstaaten in der
Lotterienangelegenheit in einer Konferenz ad hoc
vor einigen Tagen zu gewissen Resultaten ge-

Rund um den Kreuzturm.

C. läßt doch endlich den mühsigen Streik
im bloße Worte mit danktem Sinn!
Tschüß dich ihr uns weiter, so sind wir bereit,
Und werfen den Fehdehandschuh auch hin.
Rein heidnisch rühmendes Käsebor!
Ein wirkliches Käsebor ist unser Ziel,
Und wenn ihr dran zweifelt, so fordern daraus
Euch die Bürger und Bauern von Serfowitz.
Ein Glück, daß die Zeiten der Fehden und
des Raubritterturns vorüber sind! Wer weiß,
was für blutige Straube die Serfowitzer schon
mit dem Beginn des Frühlings mit ihren bösen
Nachbarn ausgefodert hätten! Und man könnte
sich ihnen auch, weiß Gott, nicht verdenken. Es
ist wirklich nur pure Bosheit und schänder-
liches, den schmutzigen, rauh ausbühlerischen Willen
so arg zu verunglimpfen. Gänzt der spott-
liche Nachbar denn dem friedlichen Serfowitz
auch nicht den kleinsten Erfolg? Die Admali-
Verwaltung hat den Stationsnamen
„Kreuzturm“ in „Serfowitz“ umgewandelt und
nun tragen sich sofort Mithrasmüge in häßli-
chen Auslegungen des Wortes Serfowitz.
Serfowitz! Was kann das altsächsische Wort
wohl bedeuten? Serfowitz? Der, ihr Sprachen-
habigen, und jetzt einmal eure Weisheit!
Und wirklich hat man eine Uebersetzung aus-
gefunden! „Käsebor“ heißt die Sorbenan-
rede in der Wälsch zu deutsch, Käsebor!
Man denke doch, wenn jetzt ein Was durch das
Land ginge, daß sich die Verdeutschung der
Brennörter auch auf alle Ortsnamen er-
strecken sollte, wie das sächsische: Käsebor! Drei
Minuten Aufenthalt! Rein, das ist empörend!
Rein Wunder, daß die braven Serfowitzer sich
eb hier fatalen Entdeckung hinter kränzen.
Man muß den amütsigen Wälschbor gesehen
haben — das reine Paradies in miniature!
Nicht das geringste ist an und in Serfo-
witz, das an Käse erinnert! Dori dusket alles
wie nach Flieder, Rosen und Erdbeerblüten,
kein Geruch aber, der von irgend zu etwas
wie gegorenem Quark herkäme, weder von den
sächsischen süßlichen „Reichensingern“, noch
von dem noblen französischen Camembert.
Nod was ist Name? Schall und Rauch! Gest

nur nur mit dieser eillen Philosophie! Wir
Menschen sind in dieser Beziehung alle genau
so kleinlich wie Goethe, der da behauptete, daß
der Name nicht etwa nur wie ein Mantel sei,
der bloß um uns hinge und an dem man allen-
falls noch spielen und zerrn könne, sondern
daß er ein vollkommen passendes Kleid sei, ja,
wie die Haut selbst einem jeden über und über
angemessen sei, an der man nicht schaben, noch
schinden dürfe, ohne daß der Besitzer selbst
verletzt würde. Goethe war amangs auf seinen
Namen, den er von dem süßen, aliechwür-
digen Vornamen ableitete, sehr stolz. Als
ihm aber eini Derder schrieb:
Wenn des Brutus Verlede dir sind in Ciceros
Brieten,
Dir, den die Trötter der Schulen von wohl-
gebochten Vätern,
Prachtgerühre, trösten, doch mehr von außen
als innen,
Der von den Wälschern du stammst,
von Woten oder vom Rote,
Goethe, sende mir sie!
da war er ärgerlich. Von den Göttern
hätte er schließlich noch seinen Namen abgeleitet
lassen, aber vom — Rote? Ale und nimmer!
Er war stolz auf seinen Namen. Und wir sind
weniger als er. Wir haben unsern Namen
nicht durch unsterbliche Taten verdienstet und
müssen deshalb auf das Neuhere beselben noch
mehr bedacht sein. Rein, es ist nicht wahr! Name
ist nicht Schall und Rauch. Aber soll er es
durchaus sein, nun gut! Schall hat Klang und
Rauch hat Farbe und Geruch. Man kann —
o, es gibt solche empfindsame Seelen! — einen
Namen nicht nur hören, man kann ihn auch
sehen und riechen. Ist es dir vielleicht gleich,
lieber Leser, ob du Schweineel oder Wazgen-
reich heißt, oder ob man dich Rosenblät oder
Engelholz nennt? Ganz gewiß nicht! Aber
wenn du nun einen ausländischen Namen
trägst, der deinen Ehren wohlklingt, der da
schillert und glitzert, und plötzlich kommt ein
Sprachkundiger und eröffnet dir, daß dein
solcher Name eigentlich ganz häßlicher Natur
ist; daß er etwas ganz Gemeines bedeutet,
was dann? Dann ist deine Enttäuschung eine
doppelt große. So erging es den armen Ser-
fowitzern. „Käsebor“ sollte ihr idyllischer Ort

heißen? Käsebor? Sie konnten es nicht ver-
winden. Es gab manche harte Zeitungs-
und Stammtischrede. Sollte sich nicht der Red auf
der Ehr wegweisen lassen? Sollten nicht die
Spötter zum Schmeigeln gebracht werden
können? Und man wälzte in allen Chroniken.
Man wandte sich an Philologen. Und eines
Tages erlöste plötzlich ein fröhliches, lautes
Dauerla. Die Spötter hatten falsch überlegt.
Nicht ein übertriebenes Käsebor war Serfo-
witz, sondern ein wohlklingendes Käsebor.
Käsebor! Heller Chorgesang; drausende
Orgelnote; feierlicher Gedenklang — Serfo-
witz = Käsebor! Und nun verbreiteten die
glücklichen Serfowitzer in alle Welt die frohe
Kunde, daß sie nicht mehr die Bewohner eines
elenden Käsebor seien. Ich habe das ihnen
schon lange vorher gesagt und würde es
ihnen auch weiter gesagt haben, selbst wenn
die Spötter recht behalten hätten. Gar manche,
die in einem Orte mit „id“ und „wig“ wohnen,
werden sich seit langer Zeit, und Käsebor-
föhde ängstlich fragen, wie wohl ihre seltsame
Heimat auf dem deutsch heißt? Und ein edler
Deutschländer, dem die lederte Speile nicht
schmeckt, weil sie zufällig einen französischen
Namen trägt, wird vielleicht gar in einer
Heiloverlamung den Antrag stellen, daß nun
endlich auch einmal die vielen fremden Orts-
namen verdeutscht werden möchten. Mit den
Monatsnamen ist es ihnen trotz aller Kraft-
anstrengungen noch nicht gelungen. Nun, ich
will ihnen auf die Sprünge helfen und einige
Namen von Orten der Dresdner Umgebu-
ng, wie sie mir gerade einfallen, in mein geliebtes
Deutsch überführen, d. h. ich will nicht renom-
mieren. Ich will nur genau so gefällig
wie Spanisch. Ich muß also meine alten
Freunde befragen, die einlagen, die mich noch
nie betrogen und gelangweilt haben: meine
Pücker.
Da haben wir J. A. Toffewitz. Das war
einmal ein fordbischer Begräbnisplatz. Es würde
deutlich Käsebor oder Käsebor heißen. Kä-
sebor — gekatze, lieber Leser, daß ich jetzt den
ersten der angedingten Kobartigen Auf-
sprünge mache! — würde man in Käsebor
umtönen müssen: Postkapel — von Post =
die Flur — in Käsebor. Deuden würde den

poetischen Dichternamen Eichendorff tragen und
Pücker demselben wie Toffewitz, denn das for-
dbische Wort „Pücker“ heißt Tal. Götzebaude,
ein Götzebaude oder Götzeba, gleichbedeutend
mit Götzebaude oder Götzeba, mühte man jetzt
Nienengrund nennen — und Käsebor =
Nienengrund (von Noge = Noge und broda =
Nur). Uebigun aber — jetzt wird wahrstän-
lich eine neue Fehde beginnen! — leidet man
von Wöholi = elend ab. Ein elendes Weid also
bedeutet der Ort, in dem ein die politischen
Anguste ihre wüsten, verwandenswerten Feste
feierten. Götzeba, zur Sorbenzeit Cuffewitz,
war ein elend heilige, den Wöttern geweihte
Stätte (Coit = Tempel) und Priesnitz, das
heißlich, galt den Sorben, den Ureinwohnern
unseres Landes, als Allerheiligstes. Dori war
der Birkenhain (Priesnitz = Priesnitz),
Priesitz = die Birke), in dem man dem gewal-
tigen Schlangengotte Swantowit blutige Opfer
darbrachte. Der Swantowit! Weit reichte seine
Wacht. Bis übers Meer hatte er seine Herr-
schaft ausgedehnt. An den Ufern der Elbe
standen seine blutgetränkten Kläre und an
Rügens dätterer Kläre. Aber endlich schlug
auch seine Stunde. Rüdenvordringende Ger-
manen pflanzen das Kreuz neben seinem zer-
trümmerten Höhenbilde auf. An dem Strande
der Elbe rangen Thüringer und Franken mit
den Sorben und Wenden um die Herrschaft.
Die Fremden siegten und regierten. Aber die
Weiber der Unterjochten waren verführerisch
und begehrt. Und so kommt es, daß wir, die
wir uns Sachsen nennen, da die neuen Fürden
den Ruchst des zertrümmerten alten Götze-
tums Sachsen tragen — so kommt es, sage ich,
daß wir mit slawischem Blute auch manche
slawische Charaktereigenschaften in uns aufge-
nommen haben. Wir brauchen uns dessen nicht
zu schämen, wenn es nur gute sind, wie: Rüh-
rigkeit, Fleiß und Bedürftigkeit. Keine Rakete!
Wo findet man sie noch auf der Erde? In
Deutschland, dem einstigen Rechenausplatz
fremder Völker, ist gar nicht mehr. Keine
Rakete? Wo findet man sie? In den Ideen
des hohen Spaniers Nietzschs göttliches Blut
und die fremden Leute, die jetzt im Zoologischen
Garten ihre Schaustellungen geben, haben
Semiten, Römer, Griechen und Sarmaten zu